

Unser Planet.

Blätter

für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Herausgegeben von Ludwig Storch.

Literatur- und Kunstblatt.

N^o 131.

(II. Jahrg.) Freitag, den 3. Juni.

1831.

Die Weichte. Von Johann Julius Janin, Verfasser des todten Esels und der guillotinierten Frau. Leipzig, C. F. F. Hartmann. 1830.

Ein seltsam schöpferischer Geist ist es, den wir — halb zweifelnd, halb staunend — in dem Dichter Janin anerkennen müssen. Folgende Aeußerung, welche ihm (S. 32) über den Geist der Erzählung überhaupt entschlüpft, dürfte seine Art und Weise einigermaßen, wenn auch ungenügend, charakterisiren: „Ohne Zweifel hat die mindeste Bewegung des Menschen ihre Ursache, aber wer kann sie angeben, und wenn man dieß könnte, wo bliebe dann die Poesie? Der beste Erzähler ist der, welcher von seiner Geschichte nichts weiß, der die handelnden Personen nicht begreift, der nur ihre Namen und Charaktere kennt, ihre Worte berichtet und dabei sagt: „„diesen Menschen habe ich gesehen, von dieser That habe ich gehört; jetzt habe ich meine Schuldigkeit gegen euch gethan, macht daraus, was ihr wollt, erklärt es nach eurer Lust, ich bekümmere mich nicht mehr darum!““

Es ist schwer zu bestimmen, ob Janin blos Figuren oder blos einen Hintergrund zeichne; er erzählt Alles mit einem pikanten Unmuthe, er läßt sich, so zu sagen, die Worte abnöthigen, und wüßt uns seine Gedanken stolz und verbrüßlich, wie ein Almosen, zu: aber sie sind deshalb nicht minder geistreich. Alles trägt die Spuren einer trägen Melancholie, eines flüchtig-scharfen Nachsinnens; daher jene gewagten Sprünge im Entwickeln historischer Motive, daher sein muthwilliges Trennen der Ursache und der Wirkung, welche letztere er meist nur nothgedrungen andeutet; daher sein willkürliches Abbrechen der Kapitel, womit er uns oft gleichsam im besten Lesen das Buch vor der Nase zuschlägt. Er erzählt mit einer gewissen vornehmen Unart, macht uns gespannt und verschweigt uns aus Eigensinn das Resultat; aber man vergibt es ihm, weil er trotz dem geistreich und liebenswürdig ist. Uebrigens charakterisirt er mehr die Wesenheiten, als die Menschen; seine Schilderungen sind eben so innerlich zerrissen, wie die Gemüther, mit denen er es

zu thun hat. Humor hat er wenig — weshalb wir auch nicht bestimmen können, wenn der Uebersetzer in seinem Vorworte ihn, wenn auch nur entfernt, mit Jean Paul vergleicht — aber desto mehr Ironie, und zwar eine unerbittliche, hoffnungsleere Ironie, die weder sich noch Andere aufkommen läßt, die ihre eignen Lieblinge zernichtet und sich nur mit der dumpfen, grübelhaften Einsamkeit verträgt. Alle seine Schöpfungen bezeugt er schon in ihrem Entstehen mit dem unwiderstehlichen Fluche innerer Vernichtung, oder er ist noch grausamer, er läßt sie nach bestandener ungeheurer Marter leben, um sie, die er erst folterte, zu seivolisiren; ja er läßt sie wohl gar von erhabenem Schmerze zu lächerlich-gemeinem Glücke, zu blöder, stumpfer Ruhe übergehen. Der Schluß seiner gegenwärtigen Erzählung gibt ein Beispiel dieser Art:

„Er ist ruhig, gesetzt, froh ohne Lächeln, glücklich ohne Entzücken, mit rothen Wangen, weißer Hand, die Wade etwas vom Umfang entstellt, den Kopf halb geschoren, und auf dem runden Gesichte zeigt er eine einsältige Unschuld, die ihm herrlich steht.

„Er betet, singt, schläft, ergibt sich einem Wohlleben, das nicht von dieser Welt ist, und wenn er aus dem Bagen steigt, stützt er sich auf seine Sakaien mit der weichen Mattigkeit einer Frau nach dem Wochenbette.

„Er ist ein glücklicher Mensch, lebt in Frieden mit sich und Anderen, und ist genug Egoist, um auf dem Wege Almosen auszuthellen.

„Auch fühlt er keine Gewissensbisse mehr, als wenn er einmal die Vorschriften der Vigilien oder Quatember verabsäumt.

„Er ist Priester!“

Janin malt Alles grau in Grau; tantalisch weicht jedes Lebensglück noch vor der Berührung zurück; nirgends bleibt eine Aussicht, nirgends eine Hoffnung; überall starren uns nur Verzerrung oder Schreckniß entgegen. Er schreibt nur für kranke Seelen, aber somit ist gerade er der Dichter für unsere Zeit; denn die Gegenwart ist, wie wir selbst, krank, todtkrank, dazu wüßt und gefühllos;

man muß sie, gleich einem abgestorbenen Gliede, mit Brenneffeln peitschen, um ihr Empfindung oder Interesse einzujagen. Janin muß Glück machen in unserer Zeit; er ist ein seltener, ein reicher Geist, kühn genug, seine eigenen wilden Seelenschmerzen kunstreich aufzustufen, und Seelen, die ihn verstehen, mit seinem eigenen Herzblute zu besäugen. Er ist ein Dichter. —

Der Uebersetzer ist mit Geist und Kenntniß zu Werke gegangen, und hat an der Sprachwiedergeburt eines so unbändigen Geistes, wie Janin, eine höchst schwierige Aufgabe glücklich gelöst. Der Styl ist fließend und edel, kurz die Bearbeitung ist in jeder Hinsicht verdienstlich. Eine gefällige Ausstattung und eine seltene Korrektheit empfehlen noch außerdem dieses interessante Werk.

H. Meynert.

Literarisch = artistische Estafette aus Berlin.

(Am 1sten Mai 1831.)

(Beschluß.)

II. Artistischer Bericht über a) Scharf's astronomischen Apparat, b) Mohn's Glasmalerei, c) Enslin's neueste Panoramen, d) Amuel's Atelier, 7) Rudoyer's Schreibmethode, 8) Moser's Gedächtnisfeier Beethoven's und 9) Panny's, Belke's, Weidinger's und Spontini's Concert.

Da wir aber einmal Blicke außerhalb unseres Planeten gegen die Tendenz dieser Blätter gethan haben, so müssen wir auch noch des kopernikanischen Weltsystems eingedenk sein, das ein Herr Mechanikus Scharf aus Thorn (dem Geburtsorte des Kopernikus) mittelst eines sehr gelungenen Mechanismus sinnigen Anschauern sehr verdeutlicht. Ein junger Geograph, Namens Lowenberg, Schüler des hiesigen berühmten Ritter's, der während seines Gymnasial-Besuchs zu Thorn im Wohnhause des Kopernikus mehrere Jahre zugebracht, hat über diesen astronomischen Apparat mit dessen darbietenden naturgemäßen Erscheinungen der Planeten, und in Bezug auf den noch zu erwartenden Kometen, sich in Subig's Gesellschaft neuerlich sehr interessant verbreitet, worauf wir unsere geehrte Leser verweisen.

Sind wir nun einmal in den artistischen Bericht eingegangen, so müssen wir noch bei einigen andern Objecten verweilen.

Im Lokale der Ruhr'schen Kunsthandlung war neulich von einem jungen geschickten Regierungs-Conducteur, Mohn, eine Suite von acht sehr verzierten, auf Glas gemalten und eingebrannten Wappen zur unentgeltlichen Schau des Publikums gestellt. Kunstkenner hatten Gelegenheit, sich über die Fortschritte in dieser Kunst zu freuen, da diese bei der Schwierigkeit ihrer Technik, Zerbrechlichkeit ihrer Produkte und Unsicherheit ihrer Resultate nur selten Cultoren findet. Sie waren zu einem fürstlichen Kaminschirme bestimmt, und standen den ähnlichen Leistungen anerkannt ausgezeichnete Künstler in diesem Fache nicht nach.

Auch der schon rühmlichst bekannte Architektur-Maler Herr Enslin ist mit der Vollenbung zweier großen panoramischen Bilder beschäftigt, von denen eines die Ansicht des Innern des canal grande von Venedig, und das andere den Marktplatz von Bologna, vom Thurme des palazzo pubblico aus gesehen, darstellt, und die von Freunden der Kunst als höchst trefflich geschildert werden. In ersterem ist die große Genauigkeit des Details und besonders die schöne Behandlung des Wassers, in letzterem ist der Effekt des in hellem Sonnenlicht gehaltenen Bildes ein sehr seltener, und gewährt dabei noch ein gewisses Tages-Interesse, da es auch den Palast des Podesta zeigt, in welchem die Bolognaer einst den König Enzo — der jetzt von Raupach öfterer als nöthig über die Bühne schreitet — gefangen hielten.

Im Atelier des hiesigen bekannten Hof-Mechanikus und Optikus Amuel hat jüngst eine neue Getreide-Waage, die nicht länger als 4 Zoll, und worauf man dennoch 128 Pfund wiegen kann, die Aufmerksamkeit von Sachkennern auf sich gezogen. Herr Amuel hat zeither nicht nur die Dekonomie durch mannigfache Erfindungen bereichert, sondern er steht auch mit seinen meteorologischen Instrumenten, sowohl hinsichtlich der Preise, als der Würde der Arbeit, gegen viele Andere seines Faches gar sehr im Vortheile, wie Ref. sich schon bei mehreren Gelegenheiten überzeugte.

Ein Herr Rudoyer aus Paris, der sich Professor der Kaiserin von Brasilien nennt, macht hier gewaltigen Spektakel mit seiner Kunst, in wenigen Stunden vollkommen deutsch und französisch schreiben zu lernen. An allen besuchten öffentlichen Plätzen, Straßen und Schauspielhäusern sind große Tafeln mit Proben seiner Schüler — mit Facsimile's ausgehängt, die schon nach der achten bis zehnten Lektionsstunde geschrieben sein sollen. Sein Unterrichtskursus besteht aus 20 Stunden, wofür 20 Thlr. pränumerirt werden. Ref. hat noch nicht die Gelegenheit wahrnehmen können, sich von der neuen Methode selbst zu überzeugen; inzwischen sprechen die in dessen Händen sich befindenden Atteste vieler Vornehmen, die ihre Kinder ihm zum Unterricht anvertrauten, allerdings sehr vorthellhaft für ihn; wir wollen daher die Marktschreierei auf Kosten der aller seiner Landsleute gut schreiben, und die neue Methode den Fortsehern von Beckman's Geschichte der Erfindungen zur Aufnahme empfehlen: denn gerade dieses Buch ist es, in welchem Ref. über die Schreibkunst und Schreibmaterialien ein Weites und Breites fand, das die Grundlage aller später ihm vor Augen gekommenen, in dieses Fach einschlagenden Aufsätze ausmachte. Bei dieser Gelegenheit müssen wir die geehrten Leser und Leserinnen vor einem Irrthume warnen. Es ist nämlich vor 1 oder 2 Jahren in Altenburg von einem Herrn Acker ein kompendiöses Werk unter dem Titel: „Die Geschichte der Schreibfedern“ erschienen, die aber nichts weiter, als die Geschichte der Gelehrten enthält, welche viel und lang mit einer und derselben Feder geschrieben haben. Als noch das Königsberger Stadtgymnasium den Ref. auf seiner Secundaklasse mitzählte, und dieß wird wohl bald drei Triennien her sein, da hörte er von seinem Conrector, einem sehr

gelehrten Antiquarius, daß die Schreibfedern schon im fünften und sechsten Jahrhunderte im Gebrauch gewesen sind.

Soll nun hier noch am Schlusse dieser artistischen Notizen die edle Musik nicht ganz übergangen werden, so können wir nur berichten, daß es zeitlich durch die Konzerte, die sich wahrhaft hinter einander drängten, so viel des Schönen und so viel der aufsummernden Talente gab, daß wir hier viele Bogen damit füllen könnten. Da wir aber nicht mit dem andern Korrespondenten für diese Blätter in dieser Beziehung konkurrieren wollen, und ohnehin uns die Zeit und die Kasse nicht erlaubte, allen Vergnügungen dieser Art beizuwohnen, so beschränken wir uns auf Folgendes: Am 18. v. M. brachte unser wackerer Musikdirektor Möser in dem von ihm veranstalteten Gedächtnißfeste des unsterblichen Beethoven, neben vielen andern trefflichen Compositionen dieses Meisters, auch dessen fast schon vergessenes großes Oratorium „Christus am Delberge“, in welchem heroische Gesangs-Composition, mit ausgezeichnete Instrumental-Introduction in scharfem dramatischen Style vereinigt aufs Ergreifendste wirken. Wir drücken Herrn Musikdirektor Möser dankbar die Hand, daß er dieses Meisterwerk der Pötte entrisen hat.

Ein sonst als geschickter Violinist bekannter Herr J. Panny aus Wien hat hier zwei Konzerte veranstaltet, in welchen derselbe bloß als Componist glänzen wollte. Es ist eine alte Wahrheit schon, daß Menschen gewöhnlich ihr Glück gerade durch solche Talente machen wollen, die sie nicht besitzen, und dies ist auch bei Hrn. Panny der Fall. Wir mögen ihm den Besitz schöner Melodien als auch wirksamere Instrumentation nicht abspreschen, allein über die Art und Weise, wie er sie für den Gesang braucht, wie er den Geist des Dichters aufsaugt und ihm musikalisch nachdenkt, wird Niemand von wahrhaft höherer Geistesbildung, als Hr. Panny, mit demselben übereinstimmen. Wir wollen aber auch Musiker uns suchen, die intellektuell so befähigt sind, wie einst Maria v. Weber es war, und wie unter den Lebenden Auber es sein muß.

Herr Kammermusikus Welke hat in dem von ihm veranstalteten und überaus zahlreich besuchten Konzerte eine exorbitante Fertigkeit und Kraft, verbunden mit einer merkwürdigen Sicherheit, auf der Bassposaune gezeigt. Man mußte erstaunen über die Fähigkeit des Herrn Welke, Doppelöne, Triller, Sprünge, abgestoßene Säuser u. auf diesem Instrumente hervorzubringen, die man nie und nimmermehr von demselben zu erwarten berechtigt ist. Der geneigte Leser kann sich einen Begriff davon machen, wenn wir ihm hier erzählen, daß Hr. Welke die bekannten Rhodischen Violin-Variationen aufs Treueste vorgeblasen hat!

Auch der ausgezeichnetste Violinist in unserer Hofkapelle, Herr Leopold Ganz, hat mit dem hinreißenden Vortrage seines Divertimento alle Hände zum anhaltendsten Applaus in Bewegung gesetzt.

Am 26. v. M. als am Vortage fand das alljährlich vom General-Musikdirektor Ritter Spontini veranstaltete große Konzertspirituel statt, an welchem gewöhnlich sämtliche Mitglieder der königl. Kapelle und der Oper Theil

nehmen. Das berühmte Oratorium „das Alexanderfest“ wurde mit Enthusiasmus von der kleinen, aber gewählten Zuhörerschaft aufgenommen, und unter den Sologesängen trugen Hr. Bader und Fräulein von Schögel, als Repräsentanten der Liebe und des Heldensinns, den meisten Applaus davon.

Der bekannte blinde Fagottist Herr Weidinger aus Petersburg hat in einem Konzerte, das wirklich zahlreich besucht zu sein verdiente, sich den Beifall aller Kunstkenner in einem hohen Grade erworben; man will noch nie solchen Umfang und solche Höhe des Fagotts gehört haben. Er hat seine vorzügliche Fähigkeit sowohl im geläufigen als im gefühlvollen Vortrage besonders in einem von Kummer componirten Konzerte gezeigt.

Auch einer der würdigsten Schüler Möser's, der Kammermusikus Zimmermann, hat sich des Publikums theilten Beifall in einem wirksamen Concertino für Violin von Kalliwoda erworben.

Wir schließen nun diesen Bericht, indem wir noch im Theaterblatte die gütige Aufmerksamkeit der geneigten Leser anzusprechen haben.

J. G.

Betrachtungen über die Kunst.

Von Dr. Ernst Schaumann.

(Fortsetzung.)

Statt aller widerlegenden Gründe braucht man bei dergleichen Behauptungen nur auf die allgemein von jeder Partei anerkannten künstlerischen Meisterwerke und auf die mißlungenen Versuche Derjenigen zu verweisen, welche sich mit der bloßen Natur, d. h. mit der gemeinen Wirklichkeit, brüsteten.

Nehmen wir zuerst ein Beispiel aus dem Gebiete der Dichtkunst.

Der Zeitungsschreiber, dessen Hauptverdienst in wahrhaften, den wirklichen Vorfällen auch in den kleinsten Zügen treu sich anschließenden Nachrichten besteht, wird doch wohl wegen eines genauen Schlachtberichts von keinem Urtheilsfähigen ein Künstler genannt; aber ein Kunstwerk ist, wenn der ehrwürdige Pyrlker in seinem Heldengedichte Tunissias schöne Schlachtenschilderungen entwirft.*)

Wenn sich ein Held, der vielleicht seinem nahen Tode in der Schlacht entgegen geht, wenn sich ein Fürst, dem ewige Gefangenschaft droht, von seiner liebenden Gemahlin, seinen Freunden, seinem Volke losreißt: so wird, trotz des rührenden Stoffes, doch eine kurze, genaue Zeitungsnotiz von einer solchen Scene noch keinen Anspruch auf den Namen eines Kunstwerks machen; Kunstprodukt wird es aber, wenn Homer in der Iliade Hector's Abschied von

*) Ein Bruchstück aus der Tunissias findet sich in meiner deutschen Chrestomathie (Gießen, bei Heyer, 1828) im 2ten Theile.

seiner Andromache *) leßigt, oder wenn Fische! **) den Abschied des durch seinen mit Ludwig von Bayern um die deutsche Kaiserkrone bezogenen Kampf und durch die Festigkeit, mit welcher er seinem verpöndeten fürstlichen Worte treu blieb, so weit berühmt gewordenen Friedrich's von Oesterreich darstellt.

Wenn ein Schweizer, um in fremde Kriegsdienste zu gehen, seine Heimath verläßt und sagt: Vater und Mutter, lebt wohl! Gott erhalte euch! so ist das wirkliche Natur: auserung; aber Kunst ist es, wenn Salis in seiner „Elegie an mein Vaterland“ solche Gefühle ausdrückt. Auch in andern Künsten findet daselbe statt. Wenn ein Silhouettieur Jemanden abschattet und treffend darstellt, so thut er das Seine, arbeitet aber noch nicht als Künstler; wenn dagegen ein Raphael einen Christuskopf zeichnet, so ist das ein Kunstwerk; Jener macht bloß Etwas nach, genau wie es in der Wirklichkeit ist, Dieser aber veredelt, um einen göttlichen Gegenstand würdig darzustellen, die von der Natur dargebotenen Formen, erhebt sich von einem slavischen Nachahmer der Natur zu einem freischaffenden Künstler. Daher ist auch, nach dem wiederholten und richtigen Urtheile von Kennern, die gewöhnliche Portraitmalerei nichts weniger, als Kunst; große Künstler verstehen sich nur in seltenen Fällen dazu, etwa sich selbst, oder eine Geliebte, oder einen mächtigen Beschützer zu malen, und wenn sie sich dazu hergeben, so thun sie, was jener Künstler sagte, von dem man das ganz ähnliche Bildniß einer Dame verlangte: „Wenn ich sie malen soll, so muß ich ihr schmeicheln.“ Denn bloße Nachahmung ist ihnen beinahe unmöglich.

Viele haben ganz gegen diesen wesentlichen Grundsatz: „Kunst ist nicht bloße Natur“, mit bloßer Natur sich gebrüht, und sich dadurch als ganz ungemeine Künstler bewähren wollen. Das war in den Jahren 1804 u. 5. der Fall mit dem Naturdichter Hiller aus Anhalt-Köthen, der sich in Berlin und Wien und anderwärts viel Beifall auf einige Monate erwarb. Ihm ist ein anderer Naturdichter aus Wien nachgefolgt, Joseph Schüz. S. Versuche des Joseph Schüz, eines Wiener Naturdichters; Wien 1807. 246 S. 8. Um ein Urtheil über ihre Leistungen zu begründen, wird eine kleine Probe aus den Schüz'schen Naturdichtungen ***) hinreichen:

Nun liebe Mufen, gratias!
Für euren alten Schimmel! —
Dem Brautkopf fehlt, ich weiß nicht was,
Er kößt, als wie ein Lämmel.
Ich schlug den Weg zum Parnas ein,
Alein das gute Gesein
Wollt' mich hinauf nicht bringen.

*) Vgl. den 4ten Band meiner Uebersetzung Homer's.

**) Vgl. den poetischen Abschnitt des 2ten Theils meiner oben erwähnten deutschen Chrestomathie.

***) Eine Probe Hiller'scher Poesie bleibt weg, weil Hiller und Schüz sich ziemlich gleich, und die Leser wahrscheinlich mit einer Probe zufrieden sind.

Solche Derbheit ward als ungeschminkte, ächte Natur gepriesen, und dieses unverdiente Lob war Ursache, daß die Naturdichter selbst der Natur untreu, eitel und stolz wurden.

Nehmen wir nun zu der weiteren Erklärung des oben festgestellten Satzes: „Die Kunst ist nicht bloße Natur, gemeine Wirklichkeit; sie soll das Natürliche und Wirkliche verschönert, veredelt darstellen;“ zurück, so liegt in demselben schon die Folgerung, welche hier an ihn angereicht wird: „Die Natur ist Stoff und Gegenstand der Kunst;“ wirkliche Gegenstände können und sollen dem Künstler zum Muster und Studium dienen. So die griechischen Maler und Bildhauer. Sie, in deren heiterem Vaterlande die schönsten Menschen in großer Anzahl lebten, studirten an diesen schönen Originalen die Formen der schönsten menschlichen Gestalten; aber sie kopirten nicht slavisch, sondern benutzten sie mit künstlerischer Freiheit. So bildete der noch immer hochgepriesene Phidias seinen olympischen Zeus und andere Kunstwerke, die ihm unsterblichen Ruhm verschafft haben.

Aber nicht bloß die schönen Originale in der Natur sind Gegenstände der Kunst, nein, Alles in der Natur ist Kunststoff für den ächten Künstler; selbst dem Ungefälligsten weiß die Kunst eine reizende, dem Gemeinen eine edle, dem Trocknen eine lebendige Form zu verleihen und Alles zu verschönern.

Auch hier mögen Beispiele reden. Wer kennt nicht den Inhalt der Homerischen Ilias? Wer weiß nicht, daß sich die ganze Handlung in derselben um den zürnenden Agamemnon und Achill dreht? Was ist aber ungeschicklicher und gemeiner, als Zank und Streit? Homer weiß ihn dichterisch schön zu behandeln, und läßt uns durch seine Darstellung das widrige Gepräge dieser Leidenschaften vergessen. — So haben Hesiod und Virgil in ihren den Landbau berührenden Dichtungen die Arbeiten des Ackermanns, die man doch gewöhnlich zu den gemeinsten rechnet; so hat Goethe in seinem Hermann und Dorothea den alltäglichen Zustand des bürgerlichen Lebens dichterisch schön dargestellt.

So wäre denn das Ergebniß unsrer bisherigen Betrachtungen folgendes:

„Die Kunst ist zwar nicht bloße Natur; aber die Natur ist doch der Stoff der Kunst, muß aber von dieser nicht slavisch kopirt, sondern idealisirt, d. h. in verklärter Schönheit dargestellt werden.“ Sprechend ist dieß ausgedrückt durch das Bild des Pegasus (Hippogryph, Mufenpferd). Der Pegasus der Mufen, göttlichen Ursprungs, schreitet oder tritt nicht, wie ein gemeines Pferd, über den Erdboden hin: er hat Schwingen, mit welchen er sich wunderbar über die Erde in höhere Räume erhebt. Auf seinen Hufschlag begann der berühmte Quell Hippokrene auf dem Berge Helikon, dem gewöhnlichen Aufenthalte der Mufen, zu sprudeln von Wasser, welches Leben, der es genos, zum Dichter machte.

(Fortsetzung folgt.)